

Christoph Schamberger

## **Was soll ich spenden? Peter Singer fordert mehr private Hilfsleistung für die Dritte Welt**

Rezension zu Peter Singer: *Leben retten. Wie sich die Armut abschaffen lässt – und warum wir es nicht tun*, 269 S., Zürich/Hamburg: Arche 2010.

Abdruck in: *Information Philosophie* 5/2011, S. 104-107.

In Deutschland ist Peter Singer in erster Linie für seine provokanten Thesen zur Freigabe der Euthanasie bekannt, die bei Behindertenverbänden großen Widerstand hervorrufen. In zweiter Linie kennt man ihn als Vordenker der modernen Tierrechts-Ethik, als der er überwiegend Zustimmung findet. Dass Singer seit fast 40 Jahren unermüdlich zu mehr privater Hilfsleistung für die Dritte Welt aufruft, wird hierzulande wenig beachtet. Sein jüngstes Buch *The Life You Can Save*, von Olaf Kanter vorzüglich ins Deutsche übertragen, könnte den Fokus der Aufmerksamkeit verschieben.

Die ethische Argumentation der ersten beiden Kapitel folgt weitgehend dem Abschnitt „Rich and Poor“ aus Singers Hauptwerk *Practical Ethics*<sup>1</sup>. Dessen Grundideen gehen wiederum auf

---

<sup>1</sup> Cambridge 1979; zweite Auflage 1993, dritte Auflage 2011. Deutsche Übersetzung der zweiten Auflage: *Praktische Ethik*, Stuttgart 1994.

den Aufsatz „Famine, Affluence, and Morality“<sup>2</sup> zurück, über den Thomas Nagel schreibt: „[It] has probably been read by more students of moral philosophy than any other text, ancient oder modern.“<sup>3</sup> Ausgangspunkt ist ein Gedankenexperiment: Stellen Sie sich vor, Sie bemerken ein Kleinkind, das in einem seichten Teich zu ertrinken droht. Solange niemand anderer zu Hilfe kommt, würden Sie sich selbstverständlich dazu verpflichtet fühlen, das Kind zu retten, auch wenn Sie dadurch Ihre Schuhe und Kleider ruinieren. Warum? Schuhe und Kleider sind weit weniger wert als das Leben eines Kindes.

Das erfundene Beispiel vergleicht Singer mit der realen Situation von Kindern der Dritten Welt, die wegen Nahrungsmangel oder schlechter medizinischer Versorgung vom Tod bedroht sind; tatsächlich sterben deshalb nach Schätzung der UNICEF jeden Tag mehr als 25.000 Kinder. Konsequenterweise müssten wir uns auch dazu verpflichtet fühlen, so viele Menschen wie möglich vor extremer Armut und Hungertod zu retten, indem wir auf alles verzichten, was wir nicht unbedingt benötigen, und das ersparte Geld einer Hilfsorganisation spenden.

Die Analogie zwischen dem Kind im Teich und den Kindern der Dritten Welt ist umstritten. Ein Unterschied sticht ins Auge: In Falle des ertrinkenden Kindes sind Sie der Einzige, der das Leben retten kann; und es ist wahrscheinlich einfach, das Kind aus dem Wasser zu ziehen. Deshalb haben Sie hier eine unbedingte Hilfspflicht. Den Kindern der Dritten Welt können Sie nicht direkt helfen – das können nur die Entwicklungshelfer vor Ort. Zu-

---

<sup>2</sup> *Philosophy and Public Affairs* 1, 1972, S. 229-243.

<sup>3</sup> „What Peter Singer Wants of You“, in: *The New York Review of Books*, 25.03.2010.

dem können politische Akteure und reiche Wohltäter weitaus mehr als Sie ausrichten. Daraus schließen einige Kritiker Singers, jeder wohlhabende Bürger habe bloß eine geteilte Verantwortung bzw. eine beschränkte Pflicht, für die Armutsbekämpfung einen gerechten Beitrag zu leisten. Zwar spenden die meisten Wohlhabenden nichts oder nur wenig, doch es wäre ungerecht, von jemandem zu verlangen, so viel Geld wie möglich zu spenden, um die Versäumnisse der anderen auszugleichen.

Singer hat selbst erkannt, dass Gedankenexperimente und Analogien bestenfalls die einschlägigen Intuitionen aufzeigen. Die aber variieren und unterliegen kulturellen Schwankungen. Deshalb begründet Singer ausführlicher als bisher die ethischen Prinzipien, die unserem Impuls zum Helfen zugrundeliegen:

- (1) „Wenn es in unserer Macht steht, etwas Schlimmes (*something bad*) zu verhindern, ohne ein annähernd so bedeutendes Opfer bringen zu müssen, dann ist es verwerflich (*wrong*), dies nicht zu tun.“ (S. 30)
- (2) Das zweite Prinzip ist kaum zu bestreiten: Leid und Tod wegen mangelnder Nahrung, Unterkunft und medizinischer Versorgung ist schlimm – betroffen sind v. a. über 1,4 Milliarden Menschen, die in extremer Armut leben und pro Tag nicht einmal über 1,25 US-Dollar verfügen.
- (3) Singer ist aber überzeugt, dass jeder von uns dagegen etwas unternehmen könne: Durch Spenden an Hilfsorganisationen steht es in unserer Macht, Leid und Tod wegen mangelnder Nahrung, Unterkunft und medizinischer

Versorgung zu verhindern, ohne ein annähernd so bedeutendes Opfer bringen zu müssen.

(4) Daraus schließt Singer: „Wer kein Geld für Hilfsorganisationen spendet, handelt falsch.“ (Ebd.)

Die Schlussfolgerung ist nicht ganz korrekt, was ein so klar strukturierter Denker wie Singer natürlich weiß. Offensichtlich will er die Leser nicht schon am Anfang des Buchs mit massiven Forderungen abschrecken. Erst später verdeutlicht er die weitreichende Konsequenz der drei Prämissen:

Es ist verwerflich, Leid und Tod wegen mangelnder Nahrung, Unterkunft und medizinischer Versorgung nicht zu verhindern.

Wer dies ernst nimmt, müsste sein Leben grundlegend ändern und die eigenen Ausgaben so weit wie möglich einschränken, um das Ersparte den Ärmsten der Armen zukommen zu lassen. (Eine weitere Konsequenz übergeht Singer: Ingenieure und Ärzte wären verpflichtet, sich erforderlichenfalls als Entwicklungshelfer zu engagieren.)

Das dritte Kapitel weist einige der üblichen Einwände gegen Singers Argument zurück. Viele halten die Hilfe für die Dritte Welt primär für eine politische oder staatliche Aufgabe: Die Bundesregierung leiste bereits Entwicklungshilfe, und es wäre an der Politik, die strukturellen Ursachen der Armut zu bekämpfen. Doch es kann noch lange dauern, bis die Ordnung des Welthandels wesentlich gerechter gestaltet wird. Auf die staatliche Entwicklungszusammenarbeit sollte man nicht zu viel Hoffnung

setzen, denn sie reicht bei weitem nicht dazu aus, das Leid der Dritten Welt zu beseitigen. Zuletzt beliefen sich deren Ausgaben nur auf 0,4 Prozent des Bruttoinlandsprodukts. Damit unterschreitet Deutschland deutlich die UNO-Zielmarke von 0,7 Prozent und erreicht nicht einmal die Hälfte dessen, was Schweden, Dänemark oder die Niederlande geben. Zudem wird die staatliche Entwicklungshilfe von politischen und wirtschaftlichen Interessen bestimmt, sodass die am wenigsten entwickelten Staaten verhältnismäßig wenig erhalten. „Die politischen und bürokratischen Zwänge, denen die Entwicklungshilfe staatlicher Institutionen unterliegt, sind doch nur ein [weiterer Grund] dafür, wie wichtig es ist, für effektive Projekte von Nichtregierungsorganisationen zu spenden.“ (S. 148)

Das vierte und fünfte Kapitel erklärt, warum die Spendenbereitschaft weit unter dem ethisch gebotenen Maß liegt: Einerseits sind es psychologische Hürden, die von größeren Spenden abhalten, andererseits glauben die Menschen oft, Spenden seien wirkungslos – bloß ein Tropfen auf dem heißen Stein. Die Kapitel sechs und sieben sollen diese Befürchtungen ausräumen und damit Prämisse (3) empirisch belegen. Die Aktivitäten der Hilfsorganisationen und der staatlichen Entwicklungshilfe nimmt Singer durchaus kritisch unter die Lupe, und er verschweigt nicht, dass einige Einrichtungen Spendengelder verschwenden oder die Lage der Betroffenen langfristig sogar verschlechtern. Doch es finden sich auch Nichtregierungsorganisationen, die das Geld äußerst effizient einsetzen und im Kampf gegen tödliche Krankheiten und Unterernährung Erfolge erzielen – oft mit erstaunlich geringem finanziellen Aufwand.

Anschaulich beschreibt Singer die Arbeit von Oxfam, UNICEF und mehreren US-amerikanischen Hilfsorganisationen. Bei vielen tödlichen Krankheiten, so seine minutiöse Berechnung, koste die Vorbeugung oder Behandlung einschließlich anteiliger Verwaltungs- und Infrastruktur-Kosten nur 150 bis 200 Euro je Person. Hätten die Organisationen mehr Geld zur Verfügung, könnten sie noch mehr Menschen erreichen. Insofern stehe es in unserer Macht, durch Spenden Leid und Tod zu verhindern – spenden wir 1000 Euro, retten wir vielleicht fünf bis sechs Menschenleben.

Die philosophische Kontroverse kreist um Prämisse (1), derzufolge es verwerflich sei, etwas Schlimmes zuzulassen, solange dessen Beseitigung nicht annähernd gleich schlimm wäre. Diesem Prinzip liegt die (präferenz-) utilitaristische Überzeugung zugrunde, dass die Interessen jeder Person in gleichem Maße zählen. Für uns Bewohner privilegierter Weltregionen bedeutet das: Die Bedürfnisse der Armen müssen wir so weit durch Spenden oder andere Hilfsleistungen befriedigen, „bis jede weitere Gabe ein Opfer wäre, das annähernd so schwer wiegt wie die Not, die unsere Hilfe lindern soll.“ (S. 185) Was aber wiegt schon so schwer wie der Wunsch nach ausreichender Ernährung oder das Lebensinteresse, das durch extreme Armut akut bedroht wird? Sicherlich wäre es für uns weniger schlimm, auf Dinge zu verzichten, die wir fürs Überleben nicht wirklich benötigen: großzügige Wohnräume, Reisen, Fernseher, Autos, Alkohol, Zigaretten, Restaurant-, Kino-, Konzertbesuche usw. Folglich müssten wir darauf verzichten und solange spenden, bis wir selbst in ähnlichen Verhältnissen wie die Ärmsten leben.

Singer ist sich dessen bewusst, dass philosophische Argumente keinen derartig radikalen Lebenswandel bewirken können. Kaum jemand vermag diesen moralischen Standard einzuhalten – nicht einmal Singer selbst, der immerhin ein Viertel seines Professorengehalts spendet. Das aber wirft die Frage auf: Ist seine Forderung nicht zu anspruchsvoll? Handeln wir wirklich alle ethisch falsch, wenn wir uns gewisse Annehmlichkeiten leisten? Die Antwort auf diese Frage hängt davon ab, ob wir die von Prämisse (1) geforderte Unparteilichkeit akzeptieren. Müssen wir jeder Person und ihren Interessen das gleiche Gewicht zumessen? Dem widersprechen Kritiker des Utilitarismus, die das eigene Wohlergehen und die Selbstbestimmung hervorheben. Zwischen Unparteilichkeit und eigenen Interessen gelte es, einen Ausgleich zu finden.<sup>4</sup> Denn in den Momenten, in denen wir eine schöne Wohnung oder ein Haus, Reisen und Restaurantbesuche genießen, hat das Leben einen Sinn.

Ein ethischer Standard, an den sich kaum einer hält, nützt nichts, schlimmer noch, er könnte die Menschen sogar vom Spenden abhalten. Als Utilitarist strebt Singer jedoch eine Spendenformel an, „mit der wir den höchsten Gesamtbetrag erzielen können – und damit den größten Nutzen.“ (S. 200) Deshalb entwickelt er am Ende des Buchs, im zehnten Kapitel, einen „realistischen Ansatz“, in dem er die moralischen Grundsätze auf die menschliche Natur abstimmt, insbesondere auf unsere Neigung, die eigenen Interessen und die der Bekannten höher zu gewichten als die der Fremden. Den Gutverdienern, die jährlich über 105.000 US-Dollar verdienen, empfiehlt er, mindestens fünf Pro-

---

<sup>4</sup> Vgl. Thomas Nagel: „What Peter Singer Wants of You“, in: *The New York Review of Books*, 25.03.2010.

zent ihres Einkommens zu spenden. Wer deutlich mehr verdient, sollte der Gerechtigkeit halber wie in einem progressiven Steuertarif mehr geben; wer weniger verdient, je nach frei verfügbarem Einkommen zwischen einem und fünf Prozent.

Würden sich auch nur die US-Amerikaner an diesen Standard halten, ließe sich die extreme Armut weltweit abschaffen. Natürlich ist nicht zu erwarten, dass alle Wohlhabenden spenden; viele lehnen dies aus Prinzip ab, andere haben sich darüber einfach noch keine Gedanken gemacht oder wissen nicht, wie viel ihre Spende bewirken würde. Um mehr Menschen zum Spenden zu bewegen, empfiehlt Singer, möglichst vielen Leuten zu erzählen, wie viel man selbst spende – getreu dem Motto: „Tue Gutes und rede darüber“. Das erhöht sozialpsychologischen Studien zufolge die Spendenbereitschaft. Auf der Homepage zum Buch *www.TheLifeYouCanSave.com* haben bisher über 11.000 Menschen öffentlich versprochen, den von Singer vorgeschlagenen Spendenstandard einzuhalten.

Singers Buch ist trotz seines nüchternen Tons ein Manifest für eine neue Kultur des Spendens, von der wir freilich in Deutschland weiter entfernt sind als in den USA. Die freigebigen Leser dürfen sich ermutigt fühlen, mit Ihrer Spende Teil einer großen Bewegung zu sein, welche die Weltarmut abschafft. Im letzten Abschnitt unter dem Titel „Der größte Motivationsschub“ heißt es: „Es ist gar nicht mal unwahrscheinlich, dass Sie sogar glücklicher sind als zuvor. Sie sind jetzt Teil des weltumspannenden Projekts, den Ärmsten der Armen zu helfen, und das wird Ihrem Leben Sinn und Erfüllung geben.“ (S. 223)



Das klingt fast zu schön, um wahr zu sein. Soviel Gutes private Spenden auch bewirken mögen, abschaffen können sie die extreme Armut nicht. Seit Erscheinen des Buchs stieg sie sogar stark an. Nach Schätzungen der Weltbank gerieten infolge der Wirtschaftskrise und der zunehmenden Spekulation mit Nahrungsmitteln weitere 50 Millionen Menschen in extreme Armut. Dieser Tatbestand spricht nicht gegen das Spenden, wohl aber gegen die Annahme, das Armutsproblem ließe sich allein durch ein großes Spendenprojekt lösen. Dafür wäre es unerlässlich, die Ordnung des Welthandels zu verändern. Singer klammert politische Fragen aus, weil er sich dem eigenen Anspruch nach auf die Frage beschränkt, was jeder Einzelne gegen das Elend der Dritten Welt tun kann. Gegen diese individualethische Perspektive ist nichts einzuwenden; sie rechtfertigt es jedoch nicht, politische Fragen komplett zu ignorieren: Eine Demokratie bietet jedem Bürger verschiedenste Gelegenheiten, auf die Weltwirtschaft Einfluss zu nehmen – beim Kauf von Importprodukten und Investmentfonds ebenso wie bei der Wahl der Volksvertreter. Dass Singer sich hierzu nicht ausspricht, ist der einzige Mangel seines brillanten Buchs.